



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Verträge war Bulgarien in der darauffolgenden Zeit nicht in der Lage, eine erfolgreiche Handelspolitik zu treiben, da die abgeschlossenen Verträge auch für Bulgarien Geltung hatten und dem bulgarischen Handel allzugroße Hindernisse in den Weg legten. Erst als Bulgarien nach langen Versuchen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Abschluß günstigerer Verträge durchsetzte, konnte sich der Handel Bulgariens entwickeln und aufblühen. Die Export- und Importziffern stiegen ständig, und wenn die bulgarische Handelsbilanz sehr unbeständig und schwankend ist, so ist die Ursache dafür der Agrarcharakter Bulgariens. Wenn die Ernte gut ausfällt, ist die Ausfuhr groß und dementsprechend auch die Einfuhr.



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig Dohm

(Schluß)

Pastor Tannebaum hatte das Gut noch nicht verlassen. Er war mit Evi zu den beiden Kranken gegangen, um sich in seiner stillen, freundlichen Art nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Am Bett der Russin sah er Ebba sitzen. Er hatte das Gefühl, hier eine intime Aussprache zu stören, denn Frau Lolja Zwanow schmiegte ihre tränenfeuchte Wange in die Hand des jungen Mädchens. So verließ er das Zimmer wieder nach wenigen Worten und begab sich hinüber zu Wolff Joachim.

Bei ihm saßen Manteuffel und Waldemar von Nehren. Natürlich drehte sich das Gespräch um die Kämpfe der letzten Tage. Der rote Reiter wurde beschrieben.

„Nobel sah der Kerl aus und Manieren hatte er wie ein Gentleman,“ berichtete Waldemar von Nehren. „Wie mag er heißen — woher mag er stammen?“

„Weiß der Kuckuck, wie die Gesichter manchmal zustande kommen. Es wird manchen wilden Bruch geben hier im Lande, wie anderswo auch. Und hie und da spürt man dann das edle Blut. Was meinen Sie, Herr Pastor, wie Ihre Kirchenbücher aussehen würden, wenn all die illegitimen Kinder den Namen des Vaters trügen?“

So sprach René von Manteuffel leichten Tones. Und Pastor Tannebaum räusperte sich verlegen.

„Morgen wird auch der rote Reiter beerdigt!“ sagte er nach einer Weile.  
„Es wird viel Volk da sein!“

Wolff Joachims Augen glühten in düstrem Feuer: „Man sollte ihn wie einen Hund auf dem Schindanger verscharren!“

„Nicht doch, Herr Baron! Er war ein Irrender, und sein letztes Wort galt seiner Heimat. Unser Herr Christus wird ihm vergeben. So wollen wir ihm auch vergeben . . .“

Und Nehren sagte: „Du — die Gemeinheit da“ — er deutete auf Wolff Joachims Verband — „hätte der rote Reiter nicht zugelassen!“

Da fiel es Pastor Tannebaum ein, daß diese zweite Beerdigung noch eine Rücksprache mit Herrn von Wenkendorff erforderte. Er verabschiedete sich eilig und pochte zum zweiten Male an die Tür des Herrenzimmers:

„Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß ich es für meine Pflicht halte, dem Mann eine christliche Bestattung nicht zu versagen . . .“

„Ich habe es nie anders angenommen, lieber Pastor. Und keine bessere Gelegenheit gibt es, dem Volk zu zeigen, daß die Deutschen nicht mit zweierlei Maß messen.“

So sprach der alte Wenkendorff . . .

Eine ähnliche Feier, wie sie am Sonntag auf dem Gottesacker des Kirchspiels stattfand, hatte Estland noch nie gesehen.

Der Förster Sandberg war in den Dörfern des Kreises eine bekannte Persönlichkeit. Für seine Walbkulturen hatte er viel Arbeiter gebraucht, und, da der Lohnsatz auf Sternburg reichlich war, so drängten sich die Leute zu der Arbeit.

Nun kamen sie aus allen Windrichtungen herbei, dem Mann die letzte Ehre zu erweisen, der so freundlich und dabei doch bestimmt Kommando geführt hatte. Wetterbraune, verarbeitete Gestalten waren es, in Lederjacken und Schafspelzen, mit schwerfälligen, ungeschickten Bewegungen. Sie trugen Fellmützen mit Ohrenklappen, und verlegen blickten darunter die kleinen hellen Augen hervor.

Auch ihre Weiber waren mitgekommen, meist in der bäurischen Tracht mit hohen händergeschmückten Seidenhauben, halb versteckt unter den großen Umschlagetüchern.

So zogen die Scharen dem Friedhof zu. In langen Reihen standen die niedrigen Schlitten unterhalb der Mauer. Die Heufisten der Sitze waren mit hausgewebten bunten Decken belegt und hoben sich farbig ab gegen den Schnee, der seit zwei Tagen gefallen war.

Jetzt tauchte von Sternburg her der Leichenzug auf der Landstraße auf. Buschwächter und Hofleute trugen abwechselnd den Sarg. Und zwanzig Barone zu Pferde ritten als Ehrengesorte mit.

René von Manteuffel hatte die Idee angeregt und Herr von Burkhart sie mit Wärme aufgegriffen. Es gab aber auch Meinungen, die sich gegen sie aussprachen.

Der Hinweis auf Evi hatte alle Bedenken niedergestimmt. Nichts war ihr zuviel, was den Toten irgendwie ehren konnte. Sie hatte dafür gesorgt, daß riesige Mengen Tannengrün aus dem Wald geholt wurden. Der ganze lange Weg von Sternburg bis zur Kirche war damit bestreut. Und zum ersten Male seit jener Schreckensnacht brach ein dankbares Lächeln durch die bleiche Trauer ihrer Mienen, als die stattliche Reiterchar aufmarschierte.

Noch mehr als seine Tochter zeigte sich Herr von Wenkendorff selbst gerührt. Er hatte von nichts geahnt und wollte gerade mit Baron Alexander von der Borke in die geschlossene Kutsche steigen, als er die Junker bemerkte. Mit Tränen im Auge hatte er ihnen gedankt . . .

Friedlich stieg der Rauch aus Sternburgs Schloten in die Winterluft. In dieser sonnigen Mittagsstunde erinnerte nichts mehr an die wilde Szene, deren Schauplatz der weite Hof vor wenigen Tagen gewesen war.

Ebith und Ebba empfanden die Ruhe wohltuend, die sich nach dem Aufbruch des Trauerzuges im Herrenhaus eingestellt hatte. Sie waren auf Wunsch des Vaters mit Evi dem Begräbnis ferngeblieben. Jetzt saßen sie endlich wieder mal allein zu ungestörtem, traulichen Gespräch beieinander, von Lolja, die heute hatte aufstehen dürfen, in der Pflege an Wolff Joachims Genesungslager abgelöst.

„Was hältst du nun eigentlich von diesem Mädchen aus der Fremde?“ fragte Ebith.

„Ich glaube fast, ich hab' sie lieb. Sie ist von einer entzückenden, echt weiblichen Schmiegsamkeit und dabei rein und gut wie ein Kind!“

„Ich bewundere dich, Ebba!“

„Als ob ich was dazu getan hätte! Es ist ganz von selbst gekommen. Ich sah sie leiden und aller Haß war verflogen. Auch weiß ich jetzt ihre Geschichte. Sie ist ganz anders, als damals die gehässige Zeitungsnotiz erwarten ließ.“

„Erzähle!“

„Sie war von Anfang an unglücklich in ihrer Ehe. Wie alt schätzt du sie übrigens?“

„Na, so wie wir — Mitte zwanzig!“

„Frau Zwanow ist neunzehn Jahre!“

„Dann muß sie ja ein Kind gewesen sein, als sie heiratete —“

„Als sie verheiratet wurde! Sie ist sozusagen an ihren Mann verkauft worden — mit sechzehn Jahren! Und dieser Zwanow ist siebenundfünfzig — ein reicher Kaufmann, der sich die junge Frau erstand, wie er sich etwa einen kostbaren Teppich leistet. Sie war eben aus dem Institut gekommen. Ihre Eltern sind beide tot. Nun sollte sie vorläufig bei ihren Verwandten leben. Ihr Onkel hat irgendein Agenturgeschäft. Sie brauchten wohl Geld — kurz sie haben solange geredet, bis das Kind sich zu der Ehe bereit erklärte. Stell dir vor — Evi sollte jetzt heiraten . . . Wolff Joachim hatte seine Wohnung im

Zwanomſchen Hauſe. Von dem Tage an, wo ſein Wirt geheiratet hatte, war es mit der Ruhe vorbei. Der alte ſperrte ſeine junge Frau eiferſüchtig ein, und wenn ſie klagte, zankte er ſie aus. Es war alles durch die Decke zu hören. Wie ein Kind war ſie in die Ehe gegangen, weil man ihr hübsche Kleider und Konfekt nach Herzensluſt verſprochen hatte. Was Liebe war, davon hatte ſie keine Ahnung. Sie verſtand gar nicht, was der Mann von ihr wollte. Bald ein Jahr lang quälte er ſie. Sie verkroch ſich vor ihm wie ein Hund, und wie ein Hund bekam ſie ſchließlich Prügel . . . Ich habe auf ihrem Rücken die Narben geſehen! — Eines Tages gelingt es ihr, die Wohnung allein zu verlaſſen. Sie will fliehen. Da hört ſie im Flur die Schritte ihres Mannes. In ihrer Angſt rennt ſie die Treppe hinauf und Wolff Joachim gerade in die Arme: ‚Retten Sie mich!‘ ſieht ſie. ‚Er ſchlägt mich tot!‘ Damals ſah er ſie zum erſtenmal . . .“

„Er hat ſie ſelbſtverſtändlich unter ſeinen Schutz genommen?“

„Erſt ging er zu dem Mann und wollte mit ihm reden. Aber der gebärdete ſich wie verrückt, pochte auf ſein Recht und wies ihm die Tür. Wolff Joachim iſt noch am ſelben Tag ausgezogen und hat die arme Frau an einem ſicheren Ort untergebracht. Nun ging eine ordentliche Hezjagd los. Zwanow ſetzte Himmel und Hölle in Bewegung, um Loljas wieder habhaft zu werden. Sie mußte zehnmal die Wohnung wechſeln und ſchließlich nahm Wolff Joachim polizeilichen Schutz für ſie in Anſpruch. Iſt es ein Wunder, daß ſie ihm dankbar war?“

„Und daß aus der Dankbarkeit Liebe wurde?“

„Siehſt du — jetzt bekommt auch die Affäre im Reſtaurant ein anderes Geſicht. Es war das erſtemal, daß er Lolja auszuführen wagte. Das Kind hatte noch ſo gut wie nichts vom Leben geſehen. In der Angſt, von ihrem Mann entdeckt zu werden, hatte ſie tagaus, tagein das Zimmer hüten müſſen. Da holte ſie Wolff Joachim eines Tages ab. So, wie er uns damals in Petersburg zum Bummeln abgeholt hat. Sie ſollte einmal luſtig ſein — Muſik hören, Menſchen ſehen, Champagner trinken. Ahnungslos, daß ein Detektiv den Alten benachrichtigt hatte, ſitzen ſie beim Wein. Da kommt der Menſch angeſtürzt.“

„Ein peinlicher Augenblick!“

„Er iſt es, der mit der Reitpeitsche ausholt . . .“

„Und der mit ſeiner eigenen Reitpeitsche Prügel bekommt? Bravo, Wolff Joachim!“

Edith klatschte in die Hände. „So hat er es auch in Borküll gemacht. Iſt doch ein ſchneidiger Junge!“

Ebba ſchwieg.

„Entſchuldige! Ich hatte ganz vergeſſen . . .“

Aber Ebba blickte ihrer Schweſter ruhig ins Auge: „Du haſt mich nicht gekränkt. Ich will dir geſtehen, daß ich in meines Herzens Grund für ſolche

Schneidigkeit wenig übrig habe. Ich kann mir doch noch eine bessere Lösung dieses Konfliktes vorstellen. Glaubst du zum Beispiel, daß Burkhard sich nicht anders benommen hätte?"

„Es gibt Menschen, die überhaupt niemals in solche Lage kommen. Und dazu gehört Herr von Burkhard. Alles Laute und Unruhige geht diesen Naturen von selbst aus dem Weg.“

„Siehst du, und die sind mir sympathisch, zu ihnen passe ich. Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, daß auch wirkliche Liebe irreführen kann.“

„Na, und ist es jetzt ganz verloschen, das Irrißlicht?“ fragte Edith lächelnd.

Obba seufzte: „Ich gehe ihm nicht nach, wenn es sich wieder einmal sehen läßt.“

„Wenns aber nun brennt, wie die Kandelaber im Aktienklub, ruhig und klar und rot? Ist es dann das Richtige?“

„Du Glückliche! Wenn du nicht meine Edith wärst, würde ich dich um Paul beneiden . . .“

„Und wenn es keinen Burkhard gäbe!“ setzte die Schwester hinzu.

„Aber Edith! Wenn ich so etwas ganz im allgemeinen sage!“ Obba wandte sich hastig um. Sie war rot geworden bis unter die Haarmurzeln.

Zur rechten Zeit kam Evi ins Zimmer.

\* \* \*

Während der Wagen im Schritt hinter dem Sarg dahinfuhr, machte Alexander von der Borke den Versuch, den schweigsamen Sternburger Gutsheeren aufzuheitern.

„Hätte vor vier Tagen nicht geglaubt, daß ich jemals noch mit dir eine Wagenfahrt machen würde. Ist doch nicht so ohne — das Leben!“

„Ja —“ Wenkendorff sprach mehr zu sich selbst, „er hätte noch viel davon haben können, der Junge!“ Und in plötzlichem Ausbruch wandte er sich an seinen Begleiter: „Du ahnst ja nicht, wen ich da zu Grabe trage, Alex!“

„Wissen wir längst, lieber alter Knabe. Die Schmerzen sind die größten, von denen man nicht reden darf! Siehst du — du hattest deinen Jungen neben dir, den du liebtest, und durftest dich doch nicht zu ihm bekennen. Mir gings ähnlich. Ich mußte jahrzehntelang Liebe heucheln, wo ich keine fühlte. Fragt sich, was schlimmer ist. Wie sehr du dich auch zurückhalten mußtest — du konntest deine Gefühle in Handlungen umsetzen, in gemeinsame Arbeit, gemeinsame Sorge, konntest dich mit ihm an Erfolgen freuen. Clementine und mir aber fehlte jede Basis des Verstehens. Das ganze Leben war mir verekelt, und ich tat mein Teil dazu, es meinen Mitmenschen gleichfalls zu verekeln. Da rettete mich dieser gesegnete Lungenkatarrh. Im Süden bin ich wieder zu mir selbst gekommen . . . Was sind wir doch für Esel, daß wir unsere Lebensgefährten nach allen möglichen anderen Gesichtspunkten aussuchen, nur nicht danach, ob wir zueinander passen. Übrigens rede ich selbstverständlich nur von mir. Du hast ja nach Linda Sandberg auch wieder eine gute Wahl getroffen!“

Wenkendorff blickte erstaunt zu seinem Vetter hinüber: „Du weißt das alles? Hast du Linda Sandberg gekannt?“

„Es gab kein hübsches Mädchen im Umkreis von zwanzig Werst, das ich nicht gekannt hätte. Es war nichts mit ihr anzufangen. Sie war spröde wie Kristall. Im stillen hab ich dich beneidet. Ja, mein Lieber, euer Rendezvousplatz war mir recht gut bekannt. Einmal habe ich mich ganz in eure Nähe gepürscht . . .“

„Und hast nie was merken lassen davon?“

„Weil ich bald genug sah, daß es dir ernst war. Im stillen hoffte ich eben so wie du, daß aus euch beiden ein Paar werden möchte, daß du die Hürde nehmen würdest. Das hätte mir Mut gegeben. Als ich mich noch in Stockholm an der Gesandtschaft betätigte, hatte ich ein Mädchen lieb gehabt, auch bürgerlicher Herkunft, aber klug und schön, eine saftige Vollnatur. Lächerlich, daß einem das bischen Mut fehlte, der Sippe ein Schnippchen zu schlagen. Aber da war schon alles abgewartet, um nur ja die feudale Inzucht nicht zu unterbrechen. Und kennst du diese Müdigkeit, der man bisweilen mitten im Vollgenuß erliegt? Ne, du kennst sie nicht. Das kommt wohl von deiner Arbeit. Dir fehlt die Zeit, dich selbst unter die Lupe zu nehmen. So bist du immer über die Pausen hinweggekommen, die uns Freund Amor zudickt. Gräßliche Zustände. So einem bin ich zum Opfer gefallen. Plötzlich schien es mir ganz scherzhaft, ein Nönnchen, wie Clementine, die mir die Familie präsentierte, ins Schlepptau zu nehmen und ihr die Augen zu öffnen, wie schön die Welt sei. Aber zu so was gehört eben jene Kraft, die die Dichter Liebe nennen. Die fehlte mir. Schon nach vier Wochen gab ich das Rennen auf. Dann habe ich mich zwei Jahre lang nach Stockholm zurückgesehnt, ohne den Weg dahin zu finden. Schließlich hab ich abgetakelt und bin lange wie eine alte Hülk vor Anker geblieben. Nur noch im Bilde habe ich Frauenschönheit zu mir gelassen — — Na, und dann hat das Leben eben doch wieder über die Theorie gesiegt —“

Der Leichenzug hatte den Friedhof erreicht. Die Mittagssonne schüttete ihr blendendes Licht über Kreuze und Gräber, über die bunte Menschenmenge, wie über die ragende Ruine der halbverwüsteten Kirche und über die Trümmer des nahen Pfarrhofes.

Pastor Tannebaum hatte den Sonntagsgottesdienst im Schulhause halten müssen und kam jetzt, vom Küster begleitet, angefahren. Er stellte sich an die Spitze des Zuges und führte ihn durch die Gräberstraßen.

Ein Raunen und Kopfrecken ging durch die lange Reihe. Wo wollten sie den Förster denn begraben? Rechts von der Mauer lagen die Plätze der Hofleute von Sternburg. Aber der Pfarrer schritt den Hügel hinan gerade auf die adligen Erbbegräbnisse zu. Es mußte ein Irrtum sein.

Zum allgemeinen Erstaunen blieb es dabei. In dem umfriedeten Raum, in dem die Familie Wenkendorff ihre letzte Ruhestatt hatte, war ein Grab

ausgehoben. Dort stellten sich jetzt die Leidtragenden auf, soweit sie Platz fanden.

Pastor Tannebaum sprach schlicht und warm von dem getreuen Knecht, der hier zur letzten Ruhe gebettet wurde. Nur, daß er das Gleichnis zu wörtlich nahm, in einem Sinne, der des Barons Absichten nicht durchschaute. Denn nicht seinen Diener Sandberg wollte er verherrlicht hören, sondern den Diener Gottes, als des Inbegriffs höchster Treue und Rechtschaffenheit.

Als die Trauergäste an die Grube herantraten, um von dem Toten mit einer Handvoll Erde Abschied zu nehmen, kämpfte Herr von Wenkendorff mit der Versuchung, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben. Aber die Tränen erstickten ihm die Worte im Munde.

In diesem schmerzlichen Augenblick wurde die Aufmerksamkeit der Versammlung durch die Klänge eines Liedes abgelenkt, die aus dem Walde heranwogten. Unbekümmert darum, betete Pastor Tannebaum das Vaterunser. Aber als er den Segen gesprochen hatte, sah auch er in die Richtung des Stimmenbrausens.

Wie eine rote Flut wälzte es sich aus den grünen Tannen hervor: rote Banner wehten im Winde, von Männern getragen, die ihre Schultern mit roten Schärpen geschmückt hatten. In ungeordnetem Zuge folgten ganze Trupps ebensolcher Gestalten. Sie kamen geraden Weges auf den Friedhof zu und umstellten die kleine Totenhalle, in der der Sarg des roten Reiters stand. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung und man sah von dem Hügel aus, wie der Sarg über den Köpfen der Träger dahinschwankte.

Wieder brauste das Lied auf — es war dieselbe Weise, die den Junkern in jener Schreckensnacht ins Ohr geklungen war, nur daß sich der revolutionäre Schwung jetzt zu gemessener Feierlichkeit gewandelt hatte.

Da kam ein Funke vom Geiste Martin Luthers über den kleinen Mann im schwarzen Talar, der dort oben vor den verwitterten Grabsteinen der Wenkendorffs stand. Er preßte seine Bibel fester an sich und ging in ruhigem Schritte den Hügel hinab. Ganz allein ging er, und die Bauern, die die Wege anfüllten, traten ehrerbietig zurück. Sein geistliches Gewand flatterte leicht im Winde.

So gelangte er an den Platz, der für das Grab des fremden Reiters bestimmt war, fast im gleichen Augenblick, wie der rote Heerbann mit dem Sarge des Toten.

Er stellte sich auf den ausgeworfenen Erdhaufen neben der Gruft und begann mit lauter Stimme sein Gebet zu sprechen. Aber die Klänge des Freiheitsliedes drohten die heiligen Worte zu verschlingen.

Herr von Wenkendorff war es, der die Situation rettete. Er gab den Junkern ein Zeichen und stimmte mit tiefem Baß das alte Lutherlied an:

„Ein feste Burg ist unser Gott,  
Ein gute Wehr' und Waffen.“

Die mächtige Melodie schallte sieghaft über den Totenacker und riß auch die Bauern mit sich fort, daß sie in estnischer Sprache hell und laut einfielen. Wie ein Wasserfall in den Bergen rauschte es zu Tal und wälzte sich stromgleich dahin.

Dem Chorus begegnete der Rhythmus der neuen Weise — in schriller Disharmonie prallten die beiden zusammen, aber die Orgelgewalt des Reformationsliedes erwies sich stärker als der wilde Sang.

Da hob der Pastor, Schweigen gebietend, seinen Arm. Und so zwingend war der Ausdruck seines begeisterten Auges, und so hefte seine Stimme von innerer Gewalt, daß die roten Scharen verstummten und ihn zu Worte kommen ließen:

„Zwei Freiheitslieder sind eben über dieses Grab hinweggerauscht. Das alte, mit dem Martin Luther die morschen Mauern des Papsttums zertrümmerte, und das neue, in dem das Sehnen der Völker nach Ausdruck ringt. Dort oben ehrten wir den Opfermut eines estnischen Mannes, der seinem Herrn mehr als ein Diener, der ihm ein Freund gewesen war. Ihr alle wißt, daß Förster Sandberg mit derselben Treue zu seinem Volke hielt. Auch der Mann, um dessen Sarg wir uns hier unten versammelt haben, liebte sein Volk und starb mit den Worten: ‚Mein Heimatland, mein liebes Heimatland!‘ War er wirklich unserer Welt so fern, daß er das Schwert gegen uns ziehen mußte? Wir alle lieben die Scholle, die uns das Leben gab. Wir alle lieben unser Heimatland. So mag denn diese Liebe auch das Band werden, das die zerrissenen Teile unserer Volksseele wieder zusammenknüpft. Vereinigen wir uns deshalb in der Bitte zu Gott, er möge auch diesem Toten gnädig sein:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einen dunklen Ort, dann aber von Angesicht zu Angesicht —

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei, die Liebe aber ist die größte unter ihnen!“

Die letzten Worte hatte Pastor Tannebaum mit weithin schallender Stimme gesprochen. Dann gab er das Zeichen, den Sarg in die Grube hinabzulassen. Ohne Zwischenfall wurde die Zeremonie zu Ende geführt.

Erst außerhalb des Friedhofs schien sich die rote Schar bewußt zu werden, daß ihre Absicht, die Kirche und ihren Vertreter zu verhöhnen, vereitelt war. Schon hörte man wieder vereinzelt den Kampfsong erklingen. Aber die Dorfjugend, die neugierig über die Mauer gelugt hatte, wurde an diesem heiteren Wintertag von gleicher Sangesfreudigkeit ergriffen. Sie hatten den Pastor in seiner estnischen Ansprache zitieren hören: „Mu isamaa!“ Das estnische Heimats-

Lied kam ihnen in den Sinn. Und da heut schon soviel gesungen war, wollten sie sich auch hören lassen. Aus jungen Kehlen hallte es frisch über den Schnee, das Lied vom Heimatland:

„Mu isamaa, mu õnn ja rõõm!“<sup>\*)</sup>

Kein Widerspruch wurde laut. Nach dem Ernst der Stunde behielt die zukunftfrohe Jugend das Wort. Und durch die verholzten Sparren des Pfarrhofdachs, durch die Fensterhöhlen der Kirche leuchtete tröstlich der blaue Himmel. . . .



## Briefe und Memoiren

Von Beda Prilipp in Berlin-Schöneberg



ie letzten Monate haben uns eine reiche Auslese von Memoiren und Briefen gebracht. Eine bunte Reihe von Bildnissen, in täuschendem Schein noch durchströmt und durchwärmt von dem roten Duell des Lebens, der den Augen Glanz und Ausdruck, den Gliedern ihre charakteristische Beweglichkeit lieh, schaut uns aus diesen Blättern an. Denn wenn in allem, was uns das Lebenswerk eines bedeutenden Menschen überliefert, sein vergeistigtes Selbst fortleben kann, so scheint sich dieses Erbe doch sehr bald nach dem Scheiden einzugliedern in ein Ganzes, das wiederum nur einen Arbeitsteil in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bedeutet. Wie groß oder wie klein dieser Teil mit seinen hundert Gliedern, hängt vom Standpunkte des Schauenden ab, ein Standpunkt, den die Jahrhunderte in wechselnder Höhe und mit ebenso wechselndem Ausblick festlegen.

Wie dem auch sei — das einzelne Individuum erscheint in solcher Betrachtung nur wie eine rasch aufträufelnde und ebenso rasch wieder zerfließende Welle in einem unaufhaltsam flutenden Strom. In bewußtem oder unbewußtem Erkennen dieser Wahrheit sammeln wir heut so manches Blättchen, das sonst wohl achtlos verflatterte, in dem Bemühen, in solchen flüchtigen Aspekten zu haschen, was uns sonst unwiederbringlich ent schlüpft: das Individuelle, das Persönliche. Das aber spiegelt sich nirgends so unmittelbar wieder als in ungezwungenen Briefen. Auch die Selbstbiographie kommt ihnen nicht gleich. Es fehlt ihr oft das Emporquellen aus dem Unbewußten, das der temperamentvollen

<sup>\*)</sup> Mein Heimatland, mein Stolz und Freude.